

Zitierhinweis

Heid, Stefan: review of: Hartmut Leppin, Die frühen Christen. Von den Anfängen bis Konstantin, München: C.H. Beck, 2018, in: Plekos. Elektronische Zeitschrift für Rezensionen und Berichte zur Erforschung der Spätantike, 21 (2019), p. 397-403, DOI: 10.21245/rec.ant.260745355, downloaded from Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Hartmut Leppin: *Die frühen Christen. Von den Anfängen bis Konstantin*. München: Verlag C. H. Beck 2018 (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). 512 S., 21 Abb. € 29.95. ISBN: 978-3-406-72510-4.¹

Der Frankfurter Althistoriker Hartmut Leppin legt eine umfangreiche Darstellung des frühchristlichen Lebens und Alltags in vorkonstantinischer Zeit vor. Das maßvoll bebilderte Buch in der ‚Historischen Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung‘ ist weniger als Studier- und Nachschlagewerk denn als Lesebuch für ein interessiertes Publikum gedacht und kommt mit wenigen Endnoten aus. Neben der Literaturliste sind ein Personen- und Ortsregister angefügt, während auf ein Sachregister verzichtet wurde. Stattdessen sind, etwas irritierend, Schlagworte am Rand des Lesetexts beigefügt. Sie geben nicht, wie man meinen möchte, das Thema der nebenstehenden Ausführungen an, sondern greifen ein Stichwort heraus, das dann in einem anderen Kapitel ausführlicher behandelt wird, auf das verwiesen wird.

Wie bereits der Titel andeutet – *Die frühen Christen* – geht es weder um eine Kirchen- noch um eine Christentums- und schon gar nicht um eine Dogmengeschichte, sondern um eine Lebens- und Sittengeschichte der frühen Christen. Der Grundstandpunkt des Autors ist weder agnostisch noch christlich. Das Christentum wird einfach als menschliches Religionsbedürfnis wahrgenommen, das sich so oder auch ganz anders hätte bilden können, ja sogar ‚das‘ Christentum oder ‚die‘ Christentümer sind obsolete Vorstellungen, denn es gibt eigentlich nur zufällige Auskristallisierungen christlicher Anwendungen, die sich mit mehr oder weniger Erfolg zu größeren Gebilden zusammenfügen und wieder auseinanderfallen. Leppin steht jedem Anspruch von Konfessionalität oder Kirchlichkeit fern, sondern hält alle Äußerungen der frühchristlichen Schriften vorrangig für die Meinungen einzelner Christen, ob sie nun irgendein Amt oder eine Funktion innehaben oder nicht, ob sie repräsentativ sind oder nicht. Sein Blick auf die Frühe Kirche erkennt keine innere Logik (9): Da ist nur ein fragmentiertes Christentum, in dem jeder Teil gleichberechtigt ist. Leppin drückt es selbst treffend mit dem Wort Kaleidoskop aus (13): Man sieht ein zufälliges Bild aus bunten Schnipseln, wird das Kaleidoskop geschüttelt, ergibt es ein anderes, nicht

1 Der Verfasser dieser Rezension wurde ausdrücklich als (katholischer) Theologe zu einer Buchbesprechung eingeladen.

weniger zufälliges Bild. Ob das Bild wahr ist, ist Interpretationssache. Faktisch steht dahinter dann doch ein konfessioneller Zugang, der von Adolf Harnack zu Ernst Troeltsch führt (22).² Das Denkmuster ‚einst evangelische Vielfalt (64–65), dann mehr und mehr Einheitskatholizismus‘ ist omnipräsent.

Leppin ist seit 2011 Mitherausgeber des Bonner Reallexikons für Antike und Christentum mit seinem klassischen Dreischritt Antike–Judentum–Christentum. Ohne das RAC mit seinen erschöpfenden Artikeln zu jedweden Stichwort spätantiken Lebens wäre das Buch nicht denkbar. Damit steht es zugleich in der großen Forschungstradition von Franz Joseph Dölger (dem Altmeister der „Vignetten“ [12]). Hier kommt ihm als Althistoriker seine Vertrautheit mit der antiken Welt zugute. Sein Anliegen ist es, dem Leser einen Eindruck zu geben, in welcher komplexen, vielfältigen Umwelt die Christen lebten und dass in der Reaktion darauf notwendigerweise vielfältige und unterschiedliche Umsetzungen, Deutemuster und Sozialisierungen der christlichen Botschaft hervorgebracht wurden (zum Beispiel 75 zu Speiseregeln). Insofern geht er weit über eine bloße Präsentation des Stoffes hinaus. Sein Mantra ist der Pluralismus.

Dabei beschränkt sich Leppin auf die vorkonstantinische Zeit, die er in einer grob chronologischen Folge vom ersten bis zum ausgehenden dritten Jahrhundert behandelt. Im ersten Hauptkapitel geht es um die Standortbestimmung und Abgrenzung gegenüber Juden und Heiden: „Weder Juden noch Heiden?“ (33–133). Es fallen Stichworte wie Taufe, Speisen, Wunder, Feste, Dämonen, Totensorge, Gottesdienst. Es folgt ein Kapitel über sich differenzierende Gruppen oder Ämter: „Christliche Autoritäten“ (135–253), mit Stichworten wie Charisma und Amt, Prophetie, Philosophen, Bischof, Geld, Reliquien, Askese. Daran schließt sich ein Kapitel über die Alltagsgestaltung und Formung eines christlichen Lebensstils an: „Selbstsorge und Nächstenliebe“ (255–344), mit Stichworten wie Ehe, Sexualität, Kinder, Sklaven, Buße, Arbeit, Reichtum. Zuletzt folgt ein Kapitel über die Christen angesichts der Staatsgewalt: „Bürger zweier Reiche“ (345–414), mit Stichworten wie Märtyrer, Verfolgung, Soldaten und soziale Eliten. Den Abschluss bildet

2 Vgl. K.-H. Menke: *Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus*. Regensburg 2012, 40–47.

ein „Rückblick und Ausblick“ (415–443). Hier wird nochmals eine Zusammenfassung geboten, auch wenn bereits jedes einzelne Kapitel mit einem resümierenden Abschnitt endet (jeweils abgesetzt durch eine Raute).

Leppin ist vollkommen mit seinem Stoff vertraut und breitet ihn mit magistraler Gelehrsamkeit vor seinem Publikum aus. Es besteht kein Zweifel über seine Textsicherheit und die Genauigkeit seiner Analysen. Antike Texte werden immer in deutscher Übersetzung geboten. Der Schreibstil ist sehr gefällig und um Allgemeinverständlichkeit bemüht. Die Fülle des Materials ist enorm, umso bedauerlicher ist das Fehlen eines Stellen- und Sachindex. Denn angesichts der eigenwilligen Systematisierung ist ein ‚Nachschlagen‘ sehr erschwert; es bleibt kaum anderes, als das Buch durchzulesen.

Was Leppin mit Troeltsch verinnerlicht hat, lässt sich mit dem U-Bahn-Imperativ „Mind the gap!“ umschreiben: Bedenke den Abstand zwischen uns heute und den Christen damals! Das gilt für jede Historiographie: Vermeide Anachronismen (106, 157)! Verstehe die Beweggründe dessen, was dir heute fremd erscheint (104)! Unsere heutigen Begriffe, Trends, Moden, Anliegen, überhaupt unsere gesamte Lebenswirklichkeit, ist himmelweit entfernt von jenem Milieu, jenen Wertevorstellungen und Diskussionen, denen sich die frühen Christen gegenübersehen. Kirchlich ist längst klar, dass man etwa den Sakramentenbegriff des Mittelalters nicht ans dritte Jahrhundert herantragen darf. Aber genauso wenig darf man gesellschaftliche Begriffe und Vorstellungen wie Gleichheit, Gerechtigkeit, Demokratie usw. zum Verständnishorizont der frühen Christen machen. Es bedarf hier eines großen Respekts, den Leppin auf jeder Seite zeigt und auch vom Leser einfordert.

Dazu passt die extreme Vorsicht in den Urteilen. Gefühlt sind die meist gebrauchten Wörter „oft“, „viele“, „häufig“ und Ähnliches. Das ist zweifellos der Sache angemessen, man kann es aber auch übertreiben. Jedenfalls musste der Rezensent schmunzeln über Sätze wie „Das Leben eines Christen zu führen war schwer“ (31), „Fast alle antiken Menschen beschäftigte die Sorge um ein angemessenes Begräbnis“ (105), „Fast alle Christen betrachteten die Taufe als wesentlich“ (41), „viele wollten die Pluralität nicht dulden“ (50), „Die Feier der Gemeinschaft verlief nicht immer harmonisch“ (50) oder „Eine Vielfalt unterschiedlicher Rituale lässt sich für die ersten Jahrhunderte vermuten“ (310).

Neben dieser Vorsicht steht auch eine kaleidoskopische Beliebigkeit. Dem Leser wird vermittelt, dass es zu jedem Thema unterschiedliche Meinungen

gibt: Die einen sagen dies, die anderen das Gegenteil. Das ist nicht wertneutral, sondern faktisch die Delegitimierung von ‚orthodoxen‘ Autoren wie Irenäus, der immer wieder als böser Autor auftreten darf (zum Beispiel 163, 183), weil er dem Pluralitätsprinzip zu widersprechen scheint. Aber ist das wirklich sachgemäß? Versteht sich das Christentum nicht maßgeblich als am Christusereignis normierte und so auch normgebende Institution, die sowohl einen historischen als auch einen metaphysischen Wahrheitsanspruch vertritt? Die Debatte um die Wahrheit ist doch elementarer Teil der frühchristlichen Entwicklung. Daran müssen sich eben auch Gnostiker und andere Gruppen, die genauso den Wahrheits- und womöglich auch Kirchenanspruch erheben, messen lassen. Nicht nur hat sich ein Irenäus mit den Gnostikern beschäftigt, sondern umgekehrt haben die Gnostiker versucht, die Zustimmung der Bischofskirche zu gewinnen. Dasselbe gilt für Hippolyt, der in Rom sicher nicht eine zusätzliche „Gemeinde“ neben anderen aufbauen wollte, sondern genauso wie Kallist beanspruchte, die „Kirche“ Roms zu sein (vgl. 72).

Es gibt für Leppin keine Kirche oder „Großkirche“ (7, 14), sondern zumeist „kleine, lokale, nur locker verbundene Gruppen“, und erst in der Spätantike gebe es „einige wohllorganisierte überregionale Kirchen“ (17). Das ist aber meines Erachtens nicht das Ergebnis einer Untersuchung, sondern eine Vorentscheidung. Denn es gibt schon seit Paulus den Begriff der „Kirche Gottes“ in einem universal- und ortskirchlichen Sinn. Kirche ist von Anfang an etwas sehr Konkretes und zweifellos schon bei Paulus exklusiv; denn ohne Taufe keine Kirche. Taufe grenzt aus (42), und so ist die Frage des Kircheseins geradezu ein Hauptstimulus der frühen Entwicklung. Zweifellos gab es zur Zeit Konstantins keine geschlossene Organisation und keinen anerkannten Vorrang eines Bistums unter den bischöflich organisierten Gemeinden (18), aber das ist ja nicht einmal heute der Fall. Und trotzdem ist die Einheit der Kirche Gottes eine performative Realität.

Der Großteil der Christen wird sich gerade nicht als Gruppen- oder Individualchristen verstanden haben, sondern als Mitglieder der Orts- und Universalkirche. Über die Bindung der Gläubigen an ihre Ortskirche wäre mehr zu sagen. Die Taufe ist eben nicht nur ein Individualakt, sondern begründet ein Treue- und Patronageverhältnis auch gegenüber dem Bischof. Damit verändert sich noch einmal die Sicht auf die Bischöfe. Leppin beurteilt sie unverkennbar negativ (97, 197, 200, 205, 208). Aber da gerät man schnell in Klischees der Art ‚hier schlechte reiche Bischöfe, dort gute arme Mönche‘

(vgl. 214–215, 234). Zu Recht sagt Leppin: „Man darf die Entwicklung hin zum starken Bischof nicht allein auf die Frage innerkirchlicher Macht reduzieren“ (192). „The early bishop was not a greedy grasper after power“³, der sich mit seinen Kollegen verschworen hat, die schöne Vielfalt einzuschränken (65), sondern Bischöfe sind auch vom Volk gewollt und nehmen eine Verantwortung für das Volk (‚Volk‘ im Sinne der Gläubigen der Ortskirche) wahr. Und sie sind Identifikationspersonen, wie der Fall des Polykarp von Smyrna exemplarisch zeigt. Man muss keine Sympathie für Bischöfe hegen, um zu sehen, dass Bischöfe populär sein wollen und eigentlich nur dann kontrollierend eingreifen, wenn ihnen massive Beschwerden seitens der Gläubigen vorliegen. Hierin gehört das gar nicht zu überschätzende Phänomen der Sozialkontrolle (in einem städtischen Christentum!), das meines Erachtens zu kurz kommt (zum Beispiel 319).

Leppin folgt dem Dictum Heraklits, der Krieg sei der Vater aller Dinge. Das frühe Christentum präsentiert er dem Leser als einen ständigen Kampf und Streit der Christen untereinander (zum Beispiel 12, 71, 137, 190, 249–250), zum Beispiel „Die Christen wären nicht die Christen gewesen, hätten sie nicht auch bei der Eucharistie Grund zu Streit gefunden“ (51). Das ist nicht weit weg vom zynischen Wort des Kelsos, der die Christen als quakende Frösche an einem Teich und als Regenwürmer im Kot diffamiert, die über Dinge streiten, die völlig belanglos sind. Bei Leppin ist es ein durchgehendes Muster, dass alle mit der ‚Amtskirche‘ im Clinch liegen: die Wundertäter (82), die Bekenner (232–233), die Propheten (172), die Lehrer (185), die Asketen (276), gegen die die Bischöfe mit Kontrolle und Disziplinierung vorgehen (42, 45–46, 65, 76, 310). Freilich liefert die Fokussierung auf Streitfälle ein einseitiges Bild. Denn der Krieg ist nicht minder der Vater der Literatur. Literarischen Niederschlag finden in der Regel gerade die Zwiste und Debatten, nicht der Konsens und die schweigende Mehrheit. Das ist wie im Internet: Die Ränder sind überrepräsentiert. Durch die Streit-Hermeneutik gerät man automatisch an die Ränder, an die Ausnahmen, die Sonderfälle, man steht nicht in der Mitte des christlichen Lebens. Zumindest muss man hier einen Korrekturmechanismus einbauen, um nicht das Wesentliche und Prägende aus den Augen zu verlieren.

Kleinere kritische Anmerkungen beziehen sich auf die Märtyrerverehrung: Im Sinne der Einbettung des Christentums in Antike und Judentum ist ein

3 R. P. C. Hanson: *Studies in Christian Antiquity*. Edinburgh 1985, 129.

Blick auf die Gräberverehrung zur Zeit Jesu von elementarer Bedeutung (25–26, vgl. die Patriarchengräber in Hebron: 215). Hier liegt nach Joachim Jeremias inzwischen eine immense Literatur vor, die das Bild bestätigt, dass das Leere Grab Christi wie ein Prophetengrab zu verstehen ist und zweifellos von den Christen – in bester jüdischer Tradition – bis 132/135 verehrt wurde, so wie man doch wohl auch das Grab des Lazarus aufsuchte (Joh 12,9–11). Dass die Christen wegen ihrer Naherwartung Begräbnisse nicht für wichtig hielten (104, 122, 216, 222), ist zwar unter Theologen ein Topos, aber weder psychologisch überzeugend noch historisch wahrscheinlich, schon gar nicht für die Märtyrer. Denn Martyrien sind laut Evangelien ein Zeichen der Wiederkunft Christi, und diese erwartete man nun gerade zuerst bei den Märtyrergräbern („wird der Herr mit Herrlichkeit vom Himmel kommen und alle Heiligen aufsuchen, nämlich: Philippos [...]“, so Polykrates: 219). Wer also in der Naherwartung lebte, suchte erst recht die Gräber der Heiligen auf! Hier liegt auch die Bedeutung der Gräber als *Lieux de mémoire*. Gerade jene, die sich in der ganz frühen Zeit als Einzelne taufen ließen und womöglich aus ihrem Familienverband herausfielen (256) (deshalb nur der Rufname auf den ältesten Grabsteinen Roms), fanden in der Ortsgemeinde jene Gruppe, die anstelle der Familie ihr Totengedenken am Grab fortführte (vgl. 261). Das gilt um vieles mehr für die Märtyrer.

Abschließend sei auf das Problem der Pluralität von „Gemeinden“ hingewiesen, weil es meines Erachtens einen Zentralpunkt berührt, der radikal neu bedacht werden muss. Leppin übernimmt die Vorstellung von Peter Lampe, dass es seit Paulus in jeder Stadt Hauskirchen bzw. Hausgemeinden gegeben habe (122–123, 137, 146, 188–189, 256). Der Rezensent hält diese heute gängige Sicht, nämlich eine Pluralität von Eucharistieorten in jeder Stadt, für ein Wissenschaftsphantom. Es passt gewiss in das Narrativ eines pluralen Christenwesens, aber es verbaut den Blick auf die seit Paulus in allen Texten klar erkennbare Einheit der Stadtgemeinde, als „Kirche“ bezeichnet. Leppin spricht immer wieder von „Gemeinde“, wo eigentlich vom griechischen Text her von „Kirche“ die Rede ist (zum Beispiel 137: 1 Kor 12,28), und versteht darunter mal mehrere Gemeinden in einer Stadt (191), mal – richtig – die Ortskirche (213–214). Hier ist eine Unschärfe der Begrifflichkeit, die verwirren muss. Dass Ignatius von Hausgemeinden wisse (187), kann so nicht behauptet werden. Nicht einmal für Rom können mehrere Hauskirchen im Sinne eigener Eucharistiezentren nachgewiesen werden

(vgl. 116, 178, 240, 246). Tatsächlich setzt Leppin für die Markion-Spendentransaktion eine einzige römische Gemeinde voraus (328). Umgekehrt fehlt in der angebotenen Übersetzung der Beschreibung der Eucharistie bei Justin (46) das betonte ἐπὶ τὸ αὐτό: dass sich nämlich die Christen in den Städten und im Umland „am selben Ort“ zur Eucharistie versammeln, was Justin sogar wiederholt: dass nämlich alle gemeinsam die Versammlung abhalten. Deutlicher kann Justin nicht sagen, dass es in einer Stadt nur einen einzigen Eucharistieort gibt, und da macht er für Rom keine Ausnahme. Leppin unterschätzt meines Erachtens deutlich den Organisationsgrad der römischen Kirche (116), wenn man bedenkt, dass schon Bischof Viktor eine italische Bischofssynode abhält. Aber dies weiter auszuführen, würde den Rahmen einer Rezension sprengen.

Die kritischen Worte erscheinen jenen, die das Buch selbst zu Rate ziehen, was jedem dringend empfohlen sei, vielleicht zu geschmäckerlich, zu katholisch. Mag es so sein, aber die Debatte über einige grundlegende Sichtweisen auf die Anfänge des Christentums, die nun schon seit dem 19. Jahrhundert leidenschaftlich geführt wird, sollte noch eine Weile offenbleiben.

Stefan Heid, Rom
rigg.direktor@gmail.com

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Stefan Heid: Rezension zu: Hartmut Leppin: Die frühen Christen. Von den Anfängen bis Konstantin. München: Verlag C. H. Beck 2018 (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung). In: Plekos 21, 2019, 397–403 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-leppin.pdf>).
